

**Bezugspreis**  
Im Halle und Vertriebspreis 2,50 Mark,  
dazu die Post bezogen 3 Mark für das Quartalsjahr.  
Die halbjährige Abnahme beträgt 5 Mark.  
Der vierteljährliche Preis beträgt 1,25 Mark.  
Für die auswärtigen Abonnenten kommen die Postgebühren  
zusätzlich in Rechnung.  
Für die auswärtigen Abonnenten kommen die Postgebühren  
zusätzlich in Rechnung.  
Für die auswärtigen Abonnenten kommen die Postgebühren  
zusätzlich in Rechnung.

**Anzeigen-Gebühren**  
Für die fünfzigsten Beilagen oder deren Raum  
für die ersten 15 Zeilen für 20 Pfennig,  
weiterhin ein Viertel des verbleibenden Raums die Zeile  
40 Pfennig.  
Nachgelassenen bei der Erpedition und allen Annoncen-  
Expeditoren.  
Gesamtsprechergebnisse mit dem Leipziger, Magdeburger,  
Halle'schen Nr. 158.

# Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 353. — Jahrg. 190. Halle a. S., Montag 1. August 1898. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Preis: 3 Mark. Druck: Berlin SW., Grenzbürgerstr. 3.

## Fürst Bismarck

Fürst Bismarck ist am 30. Juli  
Abends 11 Uhr in Friedrichsruh  
gestorben.

Nun ist er dahingegangen. Nun ist der größte Sohn  
des neunzehnten Jahrhunderts gestorben. Die Welt-  
geschichte steht wiederum auf ein paar Tage still. Was  
uns Deutschen allen der größte Stolz, die größte Freude,  
die größte Liebe war, das müssen wir nun begraben. So  
weit die deutsche Zunge klingen, geht ein Meinen und  
Klagen durch die grünen Gänge: Bismarck ist tot! Der  
Glocken eherner Mund wird es von allen Thürnen in die  
Länder rufen: Unser Bismarck ist tot! Wer kann es in  
schwachen Worten ausdrücken, was uns verloren ist? Wer  
das Herzfeld ermessen, das unsere Seele erschüttert?  
Bismarck ist tot! Kreuzes genährter Krieger, der  
Glaub des neuen Deutschen Reiches, der Beherrscher der  
Welt, der treueste Diener und Feind der deutschen  
Vaterlandes, der Begründer und Organist unserer  
Macht und Größe und Ehre und nationalen höchsten  
Souveränität, der Liebhaber des deutschen Volkes, der  
Sei es, das verkörperte Deutschland, der getreue Schatz  
unserer deutschen Reiches — unser Fürst Bismarck  
ist tot! Du, der du unser Aller Ideal gewesen, Du,  
den wir geliebt haben aus tiefer Seele, Du, zu dem  
Jüngling und Mann und Greis emporklimmt so voller  
Freude und gläubigem Vertrauen und nie geküßter  
Zukunft — warum bist Du von uns gegangen? Du  
hast zwei Menschenalter hindurch dich unserem Heile ge-  
widmet, mit Deiner Gigantkraft hast Du uns aus der  
Vergeblichkeit emporgeworfen in den Sternhimmel des  
Stuhmes und der Macht, bis zum letzten Altkönige bist  
Du mit Deinen wunderbaren Augen auf der hohen Wacht  
gestanden und hast als ein weiser, ältester treuer Ratgeber  
uns warnend gerufen, wenn die Gefahr in Sicht war; —  
und dennoch, und dennoch trotz Deiner drei und achtzig  
Jahre: warum hast Du uns so früh verlassen? Wenn  
das Schicksal des jungen Reiches hin und wieder schwankte,  
wenn Sorge und Zweifel die Patrioten erfüllte: Sie haben  
wie freudig emporgeschaut, in dem rauhhaarigen Sackemwalde  
mußten wir, daß unsere letzte Hilfe stand; und wenn Du  
warnend und deutend Deine Stimme erhobst, dann lautete  
ehrfurchtsvoll und vor Deinen Worten ergründer  
der Erdenball! Du Gekreuer, Du Großer,  
Du Held: warum hast Du uns so früh verlassen?  
Es ist eine Güte gefallen in den deutschen Landen,  
wie es keine Güte gegeben hat; es ist eine Hand  
erhalten, die fast zugreifen nach dem Segner wiederzu-  
gründen, aber auch warm in des Freundes Hand sich  
zu legen gewohnt war zu trennen. Ein Auge  
hat sich geschlossen, das weit vorausschaute und dem  
nichts entging, was dem Reiches Heil verprieß, noch  
was ihm Gefahr drohte. Die Welt hat ihren größten  
Staatsmann, Deutschlands seinen größten Führer,  
wir Alle das Heißte verloren, was wir  
besessen haben! Nun läuten alle Glocken seinen Tod, nun  
wehen alle Flaggen auf Halbball, nun rinnen die  
Tränen aus den Augen der weitherbaren Männer, nun  
steht die Welt tief ergriffen und das Deutsche Reich in  
unermesslichem Trauern an Deiner Waise, Du Herrscher  
von Allen! Schicksal sanft nach Deiner langen, langen,  
legendarischen Arbeit! Die Weltgeschichte, die Dankbarkeit  
Deines ganzen Volkes, sie werden die Güter Deines  
Grabes sein und es schmücken und ehren bis in alle  
Ewigkeit! Es wird die Spur von Deinen Erdentagen  
nicht in Aenen untergehen!

Mit dem letzten Aufblitzen des Fürsten Bismarck ist  
eine unerwähnte Vergangenheit von uns geschieden. Mit  
ihm sinkt die Jugendzeit des neuerlandenen Deutschen  
Reiches in das Grab; gleich wie am 9. März 1848  
sicht die Weltuhr noch einmal stille, um vor dem  
lebenden Geschlecht das Ende einer Zeit zu bezeichnen,  
deren Größe wir niemals wiederkehren sehen werden.

Der 30. Juli 1898 sieht den letzten abnehmenden Streich  
unter das Zeitalter Wilhelms des Ersten!

Er ist dahingegangen! Seit Jahresfrist sahen wir  
seine Lebensfäden langsam sich senken, aber wie kein  
Geist, schien auch seine körperliche Kraft schier unüber-  
windlich. Jetzt hat auch der gewaltigen menschlichen  
Erkennung dieses Jahrhunderts die Natur ihre Rechte  
abgefordert. Sein sterblich Erbe ist erlegen, sein  
unsterbliches noch fortzuführen durch die Jahrtausende  
der Geschichte zu leuchten; dem irdischen Auge entrückt  
wird es um so größer, um so verehrungswürdiger  
stehen. Der erste heftige Ansturm im August  
1893 hatte die Art an die Wurzel auch  
dieser Nischen-Eiche gelegt, den ein Jahr später erfolgten  
Tod seiner Gemahlin hat der Fürst innerlich nie über-  
wunden. Die überabwärtigen Beweise von der Liebe  
und Verehrung unseres Volkes, die ihm zu seinem  
achtzigsten Geburtstag dargebracht wurden, eine Dankes-  
kundigung an einen seit fünf Jahren aus dem Amt ge-  
schiedenen Minister, von einer Großartigkeit, wie die  
Welt sie noch nicht gesehen — sie konnten in ihm  
die schmerzliche Empfindung nicht auslösen,  
daß die kleine freitragende Gattin nicht mehr  
an seiner Seite stand; ihrem Andenken, der Trauer  
um sie galt die größere Hälfte der Freude,  
die er über diese unergiebliche „Quintessenz“ seiner Volks-  
genossen empfand. Vier Jahre noch ist er in innerer  
Trauer um die ihm so früh Entzogene durch das Leben  
geschritten. Mit Hebelkraft hatte er sich an ihrem  
Sarge bezwungen, eine weiße Rose, die er aus  
dem Blumenkranz an sich nahm, war gleichsam  
das Symbol, das ihn durch den Rest seiner eigenen  
Tage begleitete. Von den Zeitereignissen entfernte  
er sich von Jahr zu Jahr mehr; seltener und seltener  
wurden seine warnenden und nachdenklichen Worte, die  
gleich der Stimme des nationalen Gewissens sich mit  
Kraft und Nachdruck an jedem Scheidewege geltend ge-  
macht hatten, vor den das Vaterland sich gestellt sah; er  
blickte wie aus einer anderen Welt auf die Geschichte,  
die sich nach ihm, nach seiner Zeit entrollte. Aber  
gleichwie einmals die Götterkraft sich in der Verhüllung  
mit der heimatischen Erde erneute, so lehrte auch der  
Strom der deutschen Politik, selbst wenn er eine Zeit  
lang vom Wege abgetrennt war, immer wieder an die  
Quelle seiner Kraft, zur Bismarckschen Tradition zurück.

Nach der Größe dessen, was der Lebende seinem  
Land und Volke gemessen, bemißt sich die Größe des  
Verlustes, der, wenn er auch nach allem menschlichen  
Ermeßen längst langsam näher rückt, doch für Deutsch-  
land zu jedem Zeitpunkt viel zu früh eintrat. So lange  
Fürst Bismarck noch da war, bedeutete die bloße Thatsache  
seiner Anwesenheit eine unermessliche Reserve  
der deutschen Staatskraft, sein Name allein wog  
für uns Heere auf, machte die Waage zu Deutschlands  
Günstigen dem Auslande gegenüber immer wieder sinken.  
Damit werden wir fortan nicht mehr zu rechnen haben.  
Deutschland wird nunmehr ohne den sorgsam wachenden  
Rath und den voranschauenden Blick seines größten Weisen  
ganz auf sich selbst gestellt sein. Umso mehr haben Alle,  
die zur Mitwirkung an den Geschäften des Vaterlandes  
berufen sind, die Pflicht, doppelt darauf zu achten, daß  
die Pfad der deutschen Politik sich nicht von jenen  
Wegen entfernen, auf denen einst Kaiser Wilhelm der  
Erste und Fürst Bismarck Deutschland so hoch erhoben  
haben.

Man wird einst sprechen von einem Jahrhundert  
Bismarcks. Denn nicht mit dem Tage, da er sein Amt  
antrat und nicht mit dem Tage, da er es verlassen  
mußte, sind die Grenzen seines Wirkens gezogen. All  
die Kräfte, die frei genorden in den Siegen von Leipzig  
und Waterloo, folgten in ihm sich zusammen, die ge-  
schichtlichen Ideen eines ganzen Zeitalters waren in ihm  
verkörpert. Und noch ein Anderes war in ihm

sichtbar: Er stand dem Volke menschlich  
nahe, wie kein Anderer zuvor, weil in ihm die  
nationalen Eigenschaften des Deutschen wunderbar plastisch  
hervortraten, weil hinter bännonischer Willenskraft ein  
tiefes Gemüth, weil hinter der Kraft zu helfen die Kraft  
zu lieben sich barg. Der höchste Weisheit geht auf  
Wirkungen, begeisterte Ideen erweckt nur ein heller Kopf,  
der über glühenden Bergen steht. Das war die Waise,  
das in Bismarcks Aern pulsrte, das menschlich uns  
nahe in ihm, das menschlich Begreifbare lichtet das Ge-  
heimniß seiner Größe.

Was der erste Kanzler des Deutschen Reiches vor  
zehn Jahren am Todestage seines väterlichen Herrn  
vor dem Deutschen Reichstage ausgesprochen in dem  
ehrenvollsten Nachrufe, der je einem Herrscher zu Theil  
geworden:

Die heldenmüthige Tapferkeit, das nationale hochge-  
spannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeits-  
same Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die  
Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingegangenen  
Herrn verkörpert waren, mögen sie ein ungetrübtes Erbe  
theil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte  
geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat. Das habe ich zu  
Gott, daß dieses Erbeil von Allen, die wir an den Ge-  
schäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg  
und Frieden, in Heldennuth, in Hingebung, in Arbeitsam-  
keit, in Pflichttreue treu bewahrt bleibe —  
diese edlen tiefempfindenden Worte finden nun auf ihn  
selbst Anwendung. Fürst Bismarck hat es lebend wie kein  
je ausgesprochen: Der merkwürdige Mann und die  
höchste Anerkennung, die man ihm sollte, werde darin  
bestehen, daß man das Reich erhalte, wie Kaiser Wil-  
helm I. es hinterlassen, und das Werk seines Lebens  
unverfälscht fortführe und pflege. Wäre nunmehr  
der tiefen Trauer, in die Deutschland sich versetzt sieht,  
in allen deutschen Herzen das Gelübde neu aufzukommen,  
von diesem Werke nicht zu lassen, es mit aller Sorge  
und Treue zu pflegen, es mit dem letzten Blutstropfen  
zu schützen. Mit diesem Gelübde lebt eine Lebenspflicht  
neben der seines unergieblichen Kaisers fort von Gedächtnis  
zu Gedächtnis, die diesem Gelübde erweisen wir ihm die  
jenige Dankbarkeit, die jeder geliebte Held von dem deutschen  
Volke erwarten kann! Mit Gott für Kaiser und Reich  
im Sinne unseres großen Bismarck! Das sei auch fortan  
unsere Parole!

Heber die letzten Lebensstunden und das Hinscheiden  
des Fürsten haben wir bis zum Schluß der Neblaktion  
der Reichstages nach folgende telegraphische Mittheilungen  
erhalten:

Hamburg, 30. Juli, 4 Uhr 46 Minuten Nachmittags.  
Aus Friedrichsruh kommt die Mittheilung, daß der  
Fürst gehen an der Familienstafel nicht teil-  
genommen hat. Er war im Bett geliebt. Sein  
Befinden war ziemlich gut. Graf Wilhelm Bismarck  
reiste heute Nachmittag mit seiner Gemahlin nach Königsberg  
ab. Geheimrath Schwenninger ist schon gehen abgereist.

Hamburg, 30. Juli, 5 Uhr 34 Minuten Nachm. Wie  
aus Friedrichsruh gemeldet wird, trat im Befinden des  
Fürsten Bismarck um 3 Uhr plötzlich eine bedeutende  
Berkümmern ein. Es schien, als ob das Schicksal sie  
jeden Augenblick zu erwarten sei. Im Schloß  
berichtigte große Bekümmern, da Professor Schwenninger  
abgereist ist.

Hamburg, 30. Juli. In den späteren Nachmittags-  
stunden vorbereiteten sich wieder sehr beunruhigende  
Gerüchte über das Befinden des Fürsten Bismarck. De-  
wohl dieselben von keiner Seite authentische Bestätigung er-  
fahren, machten sie doch überall tiefen Eindruck.  
Befehl Schwenninger ist zur Zeit in Friedrichsruh nicht an-  
wesend; auch Graf Wilhelm Bismarck ist heute von dort  
abgereist, so daß die Berkümmern in der Befinden des  
Fürsten, falls die betreffenden Nachrichten sich bestätigen  
sollten, ganz plötzlich erfolgt sein müßte.

Hamburg, 30. Juli, 6 Uhr 36 Min. Nachmittags.  
Unsere Mittheilung, daß im Befinden des Fürsten  
Bismarck eine ernste Krise eingeleitet, war zutreffend.





Der Fisch fohlg in das Unterfifchband des Aufichthepfeses Sehm in den Ergener Polomien ein und pruzigte den Wifch und die Wifchin, die fih bereits niedergeburt hatten. Die Wifchin erlit im brennenden Blei fihwere Bindanden.

Wetter-Aufichten auf Grund der Berichte der deuffchen Seemann in Danburg.

Table with columns for location (e.g., Danzig, Königsberg), date, and weather conditions. Includes a section for 'Wetteraufichten auf Grund der Berichte der deuffchen Seemann in Danburg'.

Weltmarkt. Auf Grund heutiger eigener Dencken, in Markt per Zone, einlich. Auf Grund und Speien, aber Ausficht der Qualitatis Unterfchied.

Weltmarkt. Auf Grund heutiger eigener Dencken, in Markt per Zone, einlich. Auf Grund und Speien, aber Ausficht der Qualitatis Unterfchied.

Wolkswirtschaftlicher Theil. Viehmärkte.

Berlin, 30. Juli. (Viehmärkte) Es fanden zum Verkauf: 2662 Rinder, 1130 Käber, 15 329 Schafe, 6295 Schweine.

Marktberichte. Central-Stelle der Preussischen Landwirthschafts-Kammern.

Table listing market prices for various goods like wheat, rye, and other agricultural products across different regions.

Wolkswirtschaftlicher Theil. Viehmärkte.

Berlin, 30. Juli. (Viehmärkte) Es fanden zum Verkauf: 2662 Rinder, 1130 Käber, 15 329 Schafe, 6295 Schweine.

Central-Stelle der Preussischen Landwirthschafts-Kammern. Notierung: 30. Juli 1873.

Wien, 30. Juli. (Anfangsbericht) Wafen feigen per Juni — per Juli 27 1/2 per August 21 3/4.

Wien, 30. Juli. (Anfangsbericht) Wafen feigen per Juni — per Juli 27 1/2 per August 21 3/4.

Wolkswirtschaftlicher Theil. Viehmärkte.

Berlin, 30. Juli. (Viehmärkte) Es fanden zum Verkauf: 2662 Rinder, 1130 Käber, 15 329 Schafe, 6295 Schweine.

Central-Stelle der Preussischen Landwirthschafts-Kammern. Notierung: 30. Juli 1873.

Table with columns for location (e.g., Berlin, Stettin, Breslau) and prices for various goods like flour, sugar, and oil.

Advertisement for Buchdruckerei Otto Thiele, featuring decorative flourishes and text: 'Zur Anfertigung von Drucksachen jeder Art'.

Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, für die Ankerate verantwortlich. Dresden, a. S., Leipzigerstraße 87.



(Nachdruck verboten.)

## Der räthſelhafte Herr.

15) Romiſcher Roman von Heinrich Lee.

Hannefried erinnerte ſich, daß in dieſem Hotel eine gewiſſe junge Dame wohnte, die, als er ihr zum erſten Male begegnet, haſtig vor ihm erröthet war, vor der er ſich aber auch — fort- leugnen ließ ſich das nicht — etwas lächerlich gemacht hatte. Die wirkliche Beſitzerin des Hörrohres war ihm durch Zieſeniß inzwiſchen bekannt geworden.

Es peinigte ihn, wie er jezt an dieſe Szene dachte.

Merkwürdig, er empfand jezt, nach dem, was vorgegangen war, dieſe Szene noch viel peinlicher als geſtern Abend. — Rächerlich — lächerlich ſollte er keinem Weibe erſcheinen. Das war eine Scharte, die ausgeweßt werden mußte. Bei dem Regenwetter war Fräulein Moefiel jedenfalls im Hotel.

Hannefried lenkte ſeine Schritte in die offene Gartenthüre und trat in Zieſenißens Haus. Was er in dieſem Hauſe be- abſichtigte, war ihm zwar nicht klar, aber „etwas“ ſollte ge- ſchehen. Das war beſtimmt!

Um dieſelbe Zeit begab ſich auch ein anderer Spaziergänger, nämlich Fannemann, der Unenträthſelte, unter ein wirthliches, vor dem Regen ſchirmendes Dach.

Er trat in das Poſtgebäude ein. Er holte ſich ſeine Briefe ſelbſt.

„Fannemann,“ ſagte er am Schalter.

Der Beamte blätterte in einem Stoß von Briefen, die er aus einem Fach nahm, und reichte Fannemann einen.

Fannemann bog ſich mit ſeiner Beute in eine nahe gelegene Konditorei, brach ſich dort zwiſchen den verſammelten Damen, welche meiſtens ein Stück Torte mit Schlagſahne aßen, Bahn und zog ſich in das leere Rauchzimmer zurück.

Er beſtellte eine Taffe Kaffee für ſich, öffnete den Brief und las.

Wißbegierige Leſer und Leſerinnen mögen Fannemann über die Schulter ſehen.

Das Schreiben lautete:

„Mein lieber Max!

Hoffentlich trifft Dich dieſer Brief bei einer beſſeren Stimmung als wie ſie mir aus Deinen letzten Zeilen entgegenweht, die mir wieder einmal etwas melancholiſch ſchienen.

Ein Menſch wie Du, geſund, unabhängig und beſſen einziges Handwerkzeug die Couponsſchere iſt, ſollte doch wahrhaftig ſeinem Schöpfer dankbar ſein. Nicht Alles zugleich gönnen die Götter, wie der alte Dichter ſingt, den Sterblichen und ich meine, das kleine Päckchen, das ſie auch Dir, um keine Ausnahme zu machen, aufgegeben haben, ließe ſich ſchon er- tragen. Dein einziges wahres Unglück iſt: Du biſt zu reich! Reichthum verdirbt den Humor, und weil Du ſonſt um nichts zu ſorgen haſt, ſo machſt Du Dir aus der kleinen Sorge eine große. Denk' an mein Geſchick! Ich bin

ein deutſcher Dichter, und wer hat ſe eine Klage von mir gehört!

Ich ſprach mit Doktor Ramberg und habe ihm Deinen Brief gezeigt.

Entſchuldige, wenn uns Deine Erlebniffe, wie Du ſie ſchilderſt, obwohl ſie Dir ſo tragisch erſcheinen, in eine gelinde Heiterkeit verſetzen — namentlich, was den Vorgang im Barbierladen betrifft. Daß der Barbier gedacht haben ſoll, Du wollteſt ihm mit Deinem „Lalala“ die Tonleiter vorſingen, ſcheint mir bei- nahe begreiflich. Wenn Dir die Ausſprache eines Wortes mit dieſem Anfangskonſonanten eine beſondere Schwierigkeit bereitet, ſo drück' Dich doch eben anders aus. Das nächſte Mal, wenn Du Dir die Haare ſchneiden läßt und dem Barbier begreiflich machen willſt, daß ſie nun kurz genug ſein, ſage alſo nicht — oder vielmehr, beabſichtige nicht, zu ſagen: „Laſſen Sie ſie, bitte, ſo, ſondern ſage etwa: „Genug ſo!“ oder „Gut ſo!“ Mit dem „G“, ſo viel ich weiß, kommſt Du doch ganz gut aus? Du nennſt Dich doch auch aus demſelben Grunde auf Deinen Reiſen Fannemann und nicht mit Deinem ehrlichen Elternnamen Pannemann — einfach deshalb, weil Dich das F weniger genirt als das P, und ich begreife ja, wie wenig annehmlich es ſein muß, wenn man nothgedrungen fremden Leuten einmal ſeinen Namen nennen ſoll und man erweckt in ihnen den Glauben, man heiße „Pa . . . pannemann“.

Doktor Ramberg meint, Du ſollſt die Heilmethode, wie ſie Dir der Spezialarzt in Frankfurt vorgezeichnet hat, nur ge- wiſſenhaft weiter betreiben, auch wenn Du vorläufig keine Er- folge verſpürſt. Die Sprachübungen in der Dir angeordneten Form ſcheinen ihm ſehr zweckmäßig zu ſein, wenn wir uns auch wohl denken können, welchen Eindruck dieſe Silben auf den Lauſcher an der Wand oder vielmehr an der Thür hervor- gebracht haben mögen, und es ſcheint immerhin für die Humanität der Liebenauer Behörde zu ſprechen, wenn man Dich nach dem, was Dir Alles ſchon dort zugeſtoßen iſt, noch in Deiner Freiheit unter den Kurgäſten herumgehen läßt.

Im Uebrigen bleibt Doktor Ramberg, wie er Dich perſönlich und ſchon von Kindheit auf kennt, bei ſeiner alten Anſicht. Du weiſt, nach ſeiner Theorie iſt jedes Sprach- und Stotterleiden weniger von phyſiſcher als von psychiſcher Beſchaffenheit, und er behauptet, da es Dir ja nicht angeboren iſt, ſo träte das bei Dir noch in beſonderem Maße zu. Als Du damals als nor- maler ſechsjähriger Bengel über das Treppengeländer fielſt — Gottlob, ohne, nach dem Sprichwort von dem Unkraut, an Deinen geſunden Gliedmaßen Schaden zu nehmen — ſo war es die plötzliche ſeeliſche Erſchütterung, der Schrecken, der die Störung in Deinem Sprech- und Sprachvermögen herbeigeführt hat. Damit ſtünde es auch im Zuſammenhang, daß Du Perſonen gegenüber, denen Du unbefangener entgegentrittſt, wie Kindern und ſolchen Mitmenſchen, denen auf der ſozialen Stufenleiter das willkürliche Schickſal die unteren Sproſſen angewieſen hat, weit mehr Herr über Dein Leiden biſt als an- geſichts von anderen Leuten, und ich will Dir nur aus meiner eigenen Erfahrung eröffnen, daß ich, als ich dazumal die Audienz beim Herrn Miniſter hatte, ſogar ſelber in ein ſehr ausge-

bilbetes Stottern verfiel. Doktor Ramberg meint also, wie es ein plötzlicher Schreck war, der den Grund zu Deinem Leiden gelegt hat, so könnte es sehr wohl auch wieder so ein plötzlicher Schreck sein, der Dir die Heilung bringt. Solche Fälle sind schon dagewesen, und die Literatur der Fachmedizin hat sie mannigfach verzeichnet. Ich hatte sogar schon einen diabolischen Plan. Nämlich mein neues Romanmanuskript zusammenzupacken, in Liebenau mit diesem einzutreffen und Dir es ohne Vorbereitung vorzulesen. Doch soll der Mensch, auch in dem Punkt der Heilmethode, nichts übertreiben.

Daß Du in Liebenau trotz Deiner überstandenen Erlebnisse, weil Dir der Ort mit seinen schönen Wäldern so gut behagt, verbleiben willst, daran thust Du, wie Doktor Ramberg urtheilt, recht, und er sieht sogar darin einen Beweis von Seelenstärke, die sich in Dir Bahn bricht. Er giebt Dir noch einmal und zum letzten Mal durch mich den Rath: „Heirathe!“ Du wirst mir dieses harte Wort verzeihen. Du sollst Dich aber — so drückte sich Doktor Ramberg aus — an ein Wesen fesseln, das Dir das Zutrauen zu Dir selbst zurückgiebt, das Dich der Einsamkeit entzieht und das Dir zeigt, wie schön es auf der lieben Erde ist, wenn sie auch, bloß damit der Mensch nicht übermüthig wird, ihr Quantum Jammer hat. Er hat sogar den nicht ganz feinen Witz gemacht, daß Dir ein bißchen Stammeln dabei nicht schädlich wäre, denn Liebesworte, meinte er, die hätten ein altes und verbürgtes Recht darauf, gestammelt zu werden, auch von solchen Leuten, die sonst der Rede und einer guten Suade in vollstem Maße fähig sind.

Apropos!!!

Ich mache drei Ausrufungszeichen hinter dieses Wort.

Was ist denn das für ein Fräulein, das Du so nebenher erwähnt hast? Mir kommt das doch verdächtig vor. Es ist das erste Frauenwesen, dem Du in Deinen Briefen eine solche Ehre anthust. Zwar beschränkst Du Dich darauf, nur zu bemerken, daß Du nicht der einzige Melancholicus in Deinem neuen Hotel zu sein scheinst und in einer jungen Dame, der Tochter einer etwas bizarren Mama, was die Auffassung des Erdendaseins betrifft, verschiedenen Anzeichen zufolge eine Gesährtin gefunden zu haben glaubst, doch bin ich schon jetzt, weil sich die überraschendsten Romane nicht in den Büchern, sondern im Leben abspielen, auf alle Menschenmöglichkeiten gefaßt. Meinen Segen über Dich.

Mit Gruß Dein L. —

Fannemann bezahlte stillschweigend seinen Kaffee, steckte den Brief in die Tasche und erhob sich.

Draußen rieselte der Regen noch immer, und es sah noch recht trübe aus. Fern am Horizonte über den dunklen Fichtenwäldungen blinkte aber schon ein blaues Fleckchen, wie die Hoffnung.

Fannemann sah es wohl — ihm blinkte keine Hoffnung.

Er ging nach Hause.

Auf der Straße trat ein fremder, junger Mensch, ein Tourist, an ihn heran und fragte ihn nach einem Weg.

„Die nächste Straße links,“ rief Fannemann nach einigem Stocken mit erhobener Stimme und verwundert schritt der junge Mensch in der angegebenen Richtung weiter.

Wenn Fannemann durchaus etwas zu sagen hatte, so war es nöthig, daß er seine ganze Energie zusammennahm, worauf sie endlich wie ein Champagnerpfropfen heftig explodirte, sodaß die Leute denken mußten, er wäre ein seltsam brüsker und zorniger Mensch, und er war doch von Natur milde und sanft.

Einsam kam er in der „Sonne“ an.

Die Gaststube zur „Sonne“ war heute des schlechten Wetters halber dicht gefüllt.

Rein wie außer sich liefen die Ziesenißens hin und her, aus Korridor und Küche drang ein Lärmen wie nie und Zieseniß junior stand mit transpirirender Stirn in eigener Person am Bierapparat.

Hannefried saß an seinem Tische nicht allein. Am selben Tische saß auch Doktor Pulvermann und Schlauch und eine schlanke, grüne, vornehme Rheinweinflasche stand vor ihnen.

Diese Flasche hatte Schlauch auf seine Rechnung bestellt. Er hatte heute, wo die Promenade leer blieb, Zeit gefunden, der Verpflichtung, die ihn dem Sonnenwirthge gegenüber brückte, endlich nachzukommen. Ein Glas Bier wäre nicht mehr das Richtige gewesen. So hatte er für drei Mark eine Flasche Markobrunner kommen lassen. Zieseniß brauchte, um sie aus dem Keller zu holen, nicht weniger als eine Viertelstunde. Die Flasche ruhte dort in einem unzugänglichen Winkel, den zu betreten der Konsum seiner Gäste sonst nicht nöthig machte.

Schlauch erzählte von einer schönen Regalbahn, die er mit dem Postath auf einem Ausfluge in einem Nachbardorfe entdeckt hatte, und er konnte ihre ländlichen idyllischen Vorzüge nicht genugsam preisen.

„Wenn schönes Wetter wieder wird,“ sagte er, „dann könnten wir doch alle mal hin.“

Doktor Pulvermann kannte diese Regalbahn.

„Natürlich mit Damen,“ warf er ein.

„Brillant!“ rief Schlauch.

„Mit Damen?“ fragte Hannefried, sein Glas austrinkend.

Die Flasche war leer.

„Jetzt bestell' ich eine,“ bemerkte Pulvermann. Hannefried und Schlauch protestirten nicht dagegen. Der alte Zieseniß kam mit der neuen Flasche. Sie war etwas staubig. Zieseniß bearbeitete sie bedeutungsvoll mit der Serviette, bis sie funkelte wie ein Diamant im Kerzenlicht. Je leerer die Flasche wurde, desto lebhafter wurde die Idee mit den Damen an dem Tische erörtert, namentlich Hannefried griff kräftig in die Unterhaltung ein. Seine Aufmerksamkeit hatte bisher den in der Gaststube versammelten Herrschaften gegolten, ohne daß jedoch das Zielobjekt, dem sie im Besonderen galt, bisher sichtbar geworden wäre.

„Jeder Herr muß eine Dame dabei haben,“ sagte Hannefried, „man muß Einladungen machen.“

Schlauch schrieb auf einem Zettel schon die Namen auf. Er machte sich anheißig, die Sache in die Hand zu nehmen. Es sollten natürlich Alles nur Bekannte sein. Eine Dame fehlte noch.

„Die finden wir,“ sagte Hannefried entschieden, während Doktor Pulvermann in demselben Augenblick den letzten Rest der zweiten Flasche in sein Glas entleerte.

Hannefried klopfte mit der leeren Flasche auf den Tisch. Er war in gehobener Stimmung. Er wollte sich auch von Niemand lumpen lassen.

„Es ist wohl genug,“ warf Schlauch etwas bedenklieh ein, während Doktor Pulvermann schwieg. Hannefried ließ sich nicht beirren, bis Zieseniß kam.

„Noch eine,“ rief Hannefried.

„Die finden wir,“ wiederholte er dann.

„Wer soll's denn sein?“ fragte Schlauch.

„Fräulein Moestel.“

Zieseniß kam mit der dritten Flasche. Zum dritten Male kam er aus dem verlassenem Kellerwinkel und er sah sehr befriedigt aus.

„Prost!“ sagte Doktor Pulvermann, und die drei Gläser klangen zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Romantik Schwaneulied.

Von Ernst Barf (Madrid).

Madrid, Ende Juli 1898.

Das Kanonengeböckner der Amerikaner auf den Schlachtfeldern Kubas und der Philippinen dünkt den Freunden der Poesie nicht anders, wie einst das Herannahen der Barbaren in den Straßen Roms. Nichtet es sich doch gegen den schönsten Rest der Romantik des alten Europa, gegen das Land der Alhambra, der Palmenhaine von Murcia und des Liebesgüßlers von Cadix und Sevilla. Eine neue Barbaren-Invasion! Die Petroleumbarone und Eisenbahnkönige von New-York sind gewiß die Vertreter des „modernen Fortschrittes“. Was kann gegen ihre Millionen von Dollars das arme Spanien, dessen Eisenbahnen von Ausländern gebaut sind, dessen Minen fürs Ausland arbeiten und dessen Industrie in den Kinderschuhen liegt, ausrichten.

Oh, lovely Spain! renown'd, romantic land!

Wenn heute Lord Byron leben würde, er könnte nicht unterlassen, den Spanier zuzurufen: „Erwacht, Söhne Spaniens, erwacht und vorwärts!“ Vielleicht gelänge es ihm, das alte Europa mit derselben Begeisterung zu erfüllen, wie es sie einst für die Sache Griechenlands bezeugte.

Kein Spanier dachte im Ernste daran, den Dollarriesen zu besiegen. Als die heldenmüthigen Seeleute unter Führung des greisen Cervera vom Vaterlande Abschied nahmen, da thaten sie es für alle Ewigkeit; sie waren entschlossen, für die Ehre ihres Landes zu sterben. Eher die Schiffe in die Luft zu sprengen, als sie dem Feinde zu überliefern, war die Lösung. Und so selbstverständlich schien das Allen, daß es eine allgemeine Entschuldigung wollte man gelten lassen, daß Cervera selbst verwundet war. Kagaza, den Befehlshaber des „Quendo“, ließ man durch Selbstmord umkommen, was sich aber nachträglich nicht bestätigte.

Die braven Seeleute haben immerhin ihr Versprechen gehalten: weder „Maria Teresa“, „Vizcaya“, „Quendo“ noch „Colon“ sind den Amerikanern ausgeliefert worden. In der Unmöglichkeit, gegen die Uebermacht zu kämpfen, zogen es die Spanier vor, die prächtigen Schiffe an den Felsenriffen zerschellen zu lassen. Fast völlig von den Wellen des Ozeans bedeckt, ragen jetzt die Reste der Armada Cerveras aus dem Wasser, während ein Theil der Besatzung sich ans Ufer gerettet hat, wie wahrscheinlich der Kapitän des „Colon“, Diaz Moreu, bekannt wegen seines Selbstenmuthes.

Wie einst die große Armada an den Küsten Englands zerschellte, so jetzt die Reste von Spaniens Seemacht an der Küste Kubas. Die Amerikaner hatten geglaubt, in wenig Wochen Sieger zu sein, und begriffen nach der heroischen Vertheidigung von Santiago durch Linares und Toral, daß Spanien noch immer seiner großen Vergangenheit nicht unwürdig ist. Die Ruinen von Numancia, Saragoßa und Gerona, wo die römischen und französischen Generale in rauchende Trümmerhaufen siegreich einzogen, sind eine ernste Mahnung für die Spanier von heute sowohl wie für die Gegner Spaniens. Der Kapitän des amerikanischen Schiffes „Towa“ schildert mit tiefer Ergriffenheit die Szene der Ergebung Culates, des Befehlshabers des Vizcaya. Die Besatzung der Sieger war auf Deck aufgestellt, als der verwundete Spanier auf einem Sessel herbeigetragen wurde. Als Culate die Soldaten sah, erhob er sich, grüßte mit ernster Würde und wollte dem Sieger seinen Säbel übergeben. Mit Inbrunst küßte der alte Krieger die Waffe und brach in bitteres Schluchzen aus. „Ich weigerte mich“, berichtet der Amerikaner, „das Schwert zu nehmen, und meine ganze Besatzung, die Zeuge der Szene gewesen, brach in frenetischen Jubel aus. Als ich mich mit dem Gefangenen der Kajüte näherte, vernahm ich eine furchtbare Explosion: es war der Vizcaya, der in die Luft flog. „Adieu, mein Vizcaya, mein schönes Schiff, leb' wohl!“ rief Culate außer sich vor Schmerz und blickte unverwandt nach der Stelle, bis endlich die letzten Trümmer von den Wogen verschlungen waren. Dann erst ließ er sich überreden, seine Wunden verbinden zu lassen.“

Von demselben Culate werden viele Abenteuer erzählt, er ist ein ausgezeichneter Vertreter des spanischen Donquixotismus, der den Sancho-Panjas der Gegenwart so unverständlich und barock erscheint. Einst lag er mit seinem Schiffe im Hafen von Cartagena und hatte seinen Pulvervorrath zum Trocknen auf der Küste ausgebreitet. Da erhielt er den Befehl, die Flaggen

aufzuhissen, was er verweigerte mit dem Bemerken: ein Schiff ohne Pulver könne Niemanden mit Flaggen begrüßen. Vor etwa einem Jahre wurde der „Vizcaya“ beordert, nach New-York zu gehen, als Gegenleistung auf den Besuch eines amerikanischen Schiffes in Kuba. Als das Schiff aus dem Hafen fortfuhr, erlaubten sich die Zuschauer, die Spanier auszupeifen. Culate ließ sogleich umkehren, er allein ließ sich ans Ufer führen und mit geladenem Revolver spazierte er da herum in der Erwartung, der Mob werde sich noch einmal gestatten, zu pfeifen. „Nach dem ersten Revolverschusse“, hatte er seine Mannschaft beordert, „beschießt Ihr New-York!“ Se non è vero . . .

Was vermag alle Ueberlegung gegen ein Volk von Don Quijote? Hatte Spanien nicht den unbefiegten Napoleon I. im Guerillakriege besiegt? Ah, die verantwortlichen Minister, besonders Moret, hatten Alles gethan, um den Krieg zu vermeiden: doch die Volksmassen, unterstützt von dem Heere, verlangten die Kriegserklärung, und während mehrerer Nächte war Madrid der Tummelplatz stürmischer Volkskundgebungen, die in eine Revolution ausgeartet wären, wenn die Regierung nicht mit Amerika gebrochen hätte. Vergeblich wollte der Geist Sancho-Panjas die erregte Volksseele in verständige Säranten bannen und die Lenker der Geschichte Spaniens von vielen schließlichen auf die seltsame Idee, um den romantischen Kriegseifer des Volkes zu dämpfen, die Niederlage der spanischen Waffen zu beschleunigen mit der Absicht, dadurch günstigere Bedingungen vom Sieger zu erlangen. So wurde die Niederlage von Cavite und Manila und diejenige der Flotte Cerveras im Minister-rathe geradezu beschlossen, indem man die rechtzeitigen Maßregeln versäumte, durch die die Niederlagen vermieden worden wären.

Hatte das spanische Volk, dieser größte lebende Don Quijote, Recht, oder haben die Sancho-Panjas seiner Regierung den richtigeren Weg eingeschlagen? Acht-hundert Jahre Kämpfe gegen die Mauren haben den Spaniern einen romantischen Anstrich gegeben, den auch der moderne Geist des „Soll und Haben“ nicht zu verwischen vermag. Dieser ritterliche Geist hegt eine tiefe Verachtung gegen das Hankethum, gegen alles Krämerthum und gegen den modernen Zeitgeist, der Alles auf einen gemeinsamen Generalnennner, das Gold, zurückführt.

Was kümmert es die Spanier, daß zehn Milliarden Franken Staatsschuld in den Händen der Franzosen und Engländer sind und daß diese den berechtigten Wunsch hegen, den Krieg möglichst bald beendet zu sehen, damit kein Bankerott die Zinszahlung in Gefahr bringt! Was kümmerts diese seltsamen fahrenden Ritter, daß der Handel der Welt unter dem Kriegszustande leidet; sie machen es im Gegentheil der Regierung zum Vorwurfe, die Kapereipatente den zahlreichen Spaniern nicht ausgestellt zu haben, die sich bereit erklärt haben, den amerikanischen Seehandel zu vernichten. Wenn statt der Sanchos Sagala und Genossen Romantiker, wie Romero Noblejo, an der Regierung wären, die gerne die Legenden von 1808 wieder aufleben ließen, welche Verwickelungen hätten sich nicht schon ereignet!

Während der letzten zwei Jahre sind wenigstens hunderttausend Spanier vom Kriege fortgerafft, doch deswegen hat die farbenprächtige Ausgelassenheit unserer Volksfeste nichts an ihrer Heiterkeit verloren. Die Stiergefächte sind wie früher der Tummelplatz der Leidenschaften, und beim Manzanillo-Weine wird wie früher das Ewig-Weibliche bejungen. Ja, die Promenaden und Korfosfahrten der eleganten Welt sind vielleicht eher glänzender wie sonst, da unser High-life in diesem Jahre den Sommer über in Madrid bleibt, um die Entwicklung der Ereignisse abzuwarten. Vielleicht auch fürchten manche Stammgäste der Meerbäder von San Sebastian, daß ein Bombardement jenes Städtchens durch die Amerikaner nicht ganz unmöglich wäre. Sonderbar würde es sich gewiß ausnehmen, die Nachkommen der Quäker von Pennsylvania im Königsschloß von Mira-Mar Xerez-Wein genießen zu sehen und auf die Hauffe der „Cuba Bounds“ begeistert anstoßen zu lassen. Und trotz alledem steigt der Schatten Philipps II. noch immer nicht aus der düsteren Königsgruft des Escorial, um diesen Frevel zu hindern?

Je mehr man Spanien studirt, desto seltsamer und riesenhafter erhebt sich vor unserm geistigen Auge der Geist dieses einst so großen Volkes. Die Jahrhunderte gehen fast spurlos an ihm vorbei, äußerlich sieht der Spanier den übrigen Europäern gleich, doch im Innern ist es der Schatten eines Trayan, Philipp II., Cortez und all der düsteren

Gestalten, die Spaniens Geschichte füllen. Und neben diesen Gestalten erblickt, wer zu sehen versteht, immer die Huldgestalt eines schönen Weibes, das, wie Beatrice den Dante, durch die Gefahren des Lebens führt, mit der Hand nach dem Ideale weisend.

Können solche Träumer dem argen Realismus der Gegenwart widerstehen? Ist nicht der Helldemuth, der in dem gegenwärtigen Kriege entsaltet wird, der Schwauengefang der Romantik des alten Europa? Wahrhaftig, die Welt scheint alt und morsch geworden zu sein, der Lebensfrühling dauert im modernen struggele for life so unendlich kurze Zeit, daß die Knospen keine Blüten treiben können. Geld- und „Magen“-fragen absorbiren den modernen Menschen so vollständig, daß er der Blume der Romantik keinen Duft mehr abzugewinnen vermag.

Und doch giebt es noch Poesie, die selbst den Tod zu idealisiren versteht! Einer jener Hunderttausende, die das Loos getroffen, in Stuba den Helldemuth zu sterben, wollte sich nicht von seiner Liebsten trennen. Er war zwanzig und sie siebzehn Jahre alt. Gemeinsam erwarteten sie im düstigen Graze, unter dunklen Magnoliabäumen liegend, den Sonnenaufgang, um ihrem Leben ein Ende zu machen, da sie es nicht gemeinsam fortsetzen konnten. Ihre Körper hatten sie zusammengebunden, damit die Todesagonie sie nicht trenne. Sie, neu gierig und ungläubig wie alle Töchter Evas, überlebte den Gesiebten um einige Minuten, um sich zu überzeugen, daß er es auch ernst meinte. Und in der Tasche hatte sie ihren letzten Willen: daß man sie gemeinsam begraben solle! In der That, trotz des Sträubens der Eltern und der Priester mußten diese jugendlichen Sünden gemeinsam bestattet werden, da die Zigarettenmädchen, die berühmten Zigarrenmädchen von Madrid, gerührt und begeistert durch dieses Liebesdrama, mit einem Aufbruch drohten, wenn dem Willen der Verschiedenen nicht Folge geleistet werde . . .

Oh lovely Spain! renown'd, romantic land!

### Allerlei.

**Vom Lachen.** Vor einigen Tagen hatte sich in Berlin ein junges Mädchen durch allzu starkes und vieles Lachen eine ernste Herz-Krankheit zugezogen. Nimmt man sich die Mühe und geht die Etala des Lachens durch, betrachtet alle seine Erscheinungen und sein Wesen selbst, dann eröffnet sich unseren Blicken ein weites, kaum übersehbares Feld. Was ist das Lachen an sich selbst? Darüber gehen die Meinungen und Ansichten der Gelehrten weit auseinander. Während die Einen sagen, das Lachen sei nichts mehr und auf weniger als eine Ersticktuerung des Zwerchfells, ein Reiz, der auf dieses Organ ausgeübt wird, erklären Andere das Lachen dahin, daß dieser Heiz nur die Erscheinung und Ursache, aber nicht das Wesen des Lachens selbst sei. Wer von beiden Recht hat, ist schwer zu entscheiden, das aber sieht fest, daß man über das Lachen selbst ganze Bände füllen kann. Welche Fälle von Verschiedenheiten zwischen dem ersten Lächeln des Säuglings und dem überlegenen Lächeln des erfahrenen Greises, — welche endlose Etala von Arten in dem Lachen des Weibes, des Mädchens und der Matrone, indem des Jünglings und des Mannes. Wie verschieden von einander das Lachen des Wiedermannes und das des aalglatten, geschmeidigen Hötlinga, das Lachen des Geistesvollen und das des Idioten, des Tölpels . . .! Man lacht laut, überlaut, man „wält sich“ vor Lachen, und man lacht innerlich, vor Vergnügen, Stolz und — Schadenfreude. Ein ganz anderes das Lachen über einen guten, gelungenen Scherz und das der Hühnung, wenn man unter Thränen lacht . . . mit den Augen bloß, in denen es leuchtet und strahlt. Man kann aber auch vor Verdruß lachen, zornig, gallig und wüthend, wie man höhnisch lacht . . . Ein Weib ist doppelt schön, wenn es lacht, sagen die Franzosen. Aber man muß das Lachen auch verliehen, es darf nicht trivial werden. Man kann eben sehr schön lachen, wenn man seine reizenden Zähne zeigt, und kann geschmacklos mit dem ganzen Gesichte lachen. Herzliches Lachen macht auch andere lachen. Man kann dieses Lach-Kapitel noch ins Endlose fortsetzen, auch darauf hinweisen, wie vorzeitiges Lachen unschädlich ist, zum Schlusse kommt man doch wieder darauf zurück, daß ein Alzuviel für alle Fälle zu vermeiden ist.

#### Nie verlegen.

Herrn J. Schmod in Budweis.

Das mir gelieferte Buch bedauere Ihnen zur Verfügung stellen zu müssen, da ich in demselben Motten gefunden habe.

Hochachtend  
Aug. Pelsle.

#### Antwort.

Herrn Aug. Pelsle in Dresden.

In höf. Beantwortung Ihres v. Schreibens, theile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich Ihre Reklamation als berechtigt anerkenne. Sie bestellten keine Motten, und erlaube ich Sie daher höflichst, mir

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Tzelle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

dieselben zurücksenden zu wollen. Das Buch haben Sie laut Hochachtung zu behalten.

Hochachtend  
J. Schmod.

**Unmöglich.** „. . . Was denken Sie, gnädige Frau, von dem Maler Albino, der Spinnengewebe so natürlich an die Zimmerdecke malte, daß ein Dienstmädchen sich den ganzen Vormittag bemühte, sie wegzuföhren?“ — „D, es mag wohl einen solchen Künstler gegeben haben, Herr Professor — nie aber ein solches Dienstmädchen!“

### Vom Büchertisch.

— Man wird sich der lebhaften Sympathiebezeugungen erinnern, die unserm Nationalwerke, dem **Meyer'schen Konversations-Lexikon**, anlässlich der Vollendung seiner fünften Auflage im Spätherbst vorigen Jahres aus weiten Kreisen entgegengebracht worden sind. Nach einer kurzen Spanne Zeit treten die Herausgeber jetzt mit einer neuen erstaunlichen Arbeitsleistung vor die Öffentlichkeit. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Inhalt eines Nachschlageswerkes von so außerordentlicher Vielseitigkeit, das zu seinem Erscheinen eines Zeitraumes von über vier Jahren bedurfte, fortwährender Wandlung und Neugestaltung unterworfen ist. Die Ansammlung der dadurch hervorgerufenen Neuerungen, Veränderungen, Berichtigungen und Ergänzungen hat die Redaktion von Anfang an als eine Hauptaufgabe aufgefaßt, um das Wichtigste davon dem Beland des Konversations-Lexikons einzuverleiben. Dem soeben zur Ausgabe gelangten 18. (Ergänzungs- und Register) Band verdankt nun das siebzehnbändige Hauptwerk nicht nur eine lückenlose Vollständigung bis auf den Tag seiner Vollendung, sondern vor Allem auch das für die eingehendere Benützung überaus werthvolle und unentbehrliche Register derjenigen Namen und Gegenstände, welche im Werke nicht als selbständige Stichwörter erscheinen konnten und nun mit Hilfe dieses Registers aufgefunden werden können. Aber der Schwerpunkt des Ganzen beruht doch auf nicht minder wichtiger Basis. Es ist bekannt, daß diese Fortführungen von Meyers Konversations-Lexikon weit über den Rahmen ihrer ursprünglichen Anlage hinaus zu selbständigen literarischen Erscheinungen ausgestaltet worden sind, die der Bestimmung gerecht zu werden suchen, durch Aufnahme von Materien und Fragen, die tief in das Tagesinteresse einschneiden, durch die Zusammenfassung der markantesten Aeußerungen des modernen Lebens auf allen Gebieten ein Spiegelbild des Fortschritts unserer heutigen Kultur zu entwerfen. Die fast unerhörliche Fülle hochinteressanter Arbeiten, welche das 1086 Seiten starke Buch umfaßt, gestaltet eine Kennzeichnung leider nur in Umrissen. So lese man die Artikel: Agrarfrage, Arbeiterzucht, Versicherung, Wohnungen, Auswanderung, Gewerkoerone, Handwerkerfrage, um sich zu überzeugen, wie erquickliche Wärme und strenge Parteilosigkeit mit den übrigen Vorzügen in der Behandlung dieser wichtigen Themen weitest. In ideller Beziehung zu den letztern steht die feinsinnige, vergleichende soziologische Studie: Lebenshaltung. Den innern Strömungen und dem politischen Parteiwesen tragen die Aufsätze: Bund der Landwirthe, Altheutscher Verband und eine vertiefende ethnographisch-geschichtliche Abhandlung: Deutsches Volk, Rechnung. Die neuere Geographie ist in einer Reihe klar und sachlich behandelte Artikel vertreten, voran die über das neue Bürgerliche Gesetzbuch, über Abzahlungsgeschäfte, das Reichsbörsengesetz, Börsensteuergeiz, die Gewerbebeziehung u. A. Die Ergebnisse der neuern Forschungsreisen in Afrika, Asien, Amerika und Australien sind in umfassenden Berichten niedergelegt; der geographisch-geschichtliche Theil verzeichnet außerdem noch in seinen Hauptartikeln die letzten Bewegungen in allen Staaten und Ländern der Erde. Hier finden wir auch ausführlichere Mittheilungen über die Entwicklung unserer Kolonien. Zum großen Theil mit vorzüglichen bildlichen Darstellungen reich ausgestattet wurden die Arbeiten über die neuen Erscheinungen im gesammten Verkehrsweisen. Auf technischem Gebiet geben längere Artikel über Acetylen, Aluminium, über die Fortschritte der Elektrotechnik (mit zahlreichen Abbildungen), über neue Maschinen (Diesels Wärmemotor, mit Tafel), Fahrrad, Fernrohr (mit vielen Textbildern) Zeugniß von dem Bestreben der Herausgeber, ihr Werk auf gleicher Höhe mit der Entwicklung der technischen Wissenschaften zu halten. Mit demselben Scharfblick verfolgt die Redaktion auch die Resultate der naturkundlichen Forschungen, die Abhandlungen über die bngienischen Ergebnisse der Ferienkolonien, über neue Methoden der Heilkunde (Blutserumtherapie, Immunität) lassen die Mitwirkung erster Fachautoritäten erkennen. — Die illustrative Ausstattung des neuen Bandes mit nicht weniger als 580 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 42 Tafeln, darunter 10 Farbendrucktafeln und 7 selbstständige Kartendebeilagen, zeigt dieselbe Planmäßigkeit in der Ausgestaltung dieses Theils, wie bei den Bänden des Hauptwerkes. Von den Sondertafeln in Farbendruck verdienen die Tafeln: „Brachtische der südlichen Meere“, „Luftspiegelungsgewässer in der Wüste“, „Mondnacht in den Tropen“, „Zur Geschichte der Uniformen“, Tafel I/II, besondere Hervorhebung. Hervorragend zeitgemäß erscheint aus der Reihe der Holzschnitttafeln die Tafel „Kreuzer“ (Panzerkreuzer und geschützte Kreuzer der wichtigsten Kriegsflotten), während die Tafeln „Hohe Häuser“ (in Nordamerika), „Kesselsprengung unter Wasser“, „Tropengebäude“, Tafel I/II, „Zur Geschichte der Lachemuh“ Darstellungen von so eigenartigem Interesse vorführen, daß sie der Aufmerksamkeit des Beschauers besonders empfohlen sein mögen.

